

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 6 (1924)
Heft: 25

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine.

Abonnementspreis: Für die Schweiz: Jährlich Fr. 3.50, halbjährlich Fr. 1.75, vierteljährlich Fr. 2.20. Bei der Post bestellt 20 Cts. mehr. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen zugerechnet / Einzelnummern kostet 20 Cts.
Alleinige Annoncen-Anstalt: Drexel & Pöhlmann Zürich, "Aargauer",

erschienen jeden Samstag.
Verlag und Expedition: Schweizer Frauenblatt A.-G., Aarau, Bahnhofsstrasse 43, / Telefon No. 61, / Postfachkonto No. VI/1441.

Insertionspreis: Für die Schweiz: Die einpaltige Nonpareille 30 Cts., Ausland 40 Cts., Adressen: Schweiz Fr. 1.50, Ausland Fr. 2.— per Zeile. Schiffsgebühr 30 Cts. Keine Rückzahlung für Platzierungsverweigerungen der Inserenten. / Inseratenschluss: Donnerstag Mittag, St. Gallen, Solothurn, Genéve, Lausanne, Neuchâtel etc.

Aus der Bundesversammlung.

Bern, den 19. Juni.
Wirklich anstrengend gestaltet sich diese dritte Sessionswoche. Man sitzt von 8 Uhr an bis nach 10 Uhr mit kurzer Mittagspause in den Sälen und läßt den Redeform raufen. Beide Räte bestritten die Differenzen im Bundesgesetz über die Vermögensmittel, so daß vor Sessionsbeginn noch die endgültige Abstimmung erfolgen kann. Im Nationalrat gab der Bericht über die letzte Wählerbundesversammlung wieder einmal Anlaß zu einer Ausdeutung über den sog. Garantiepost und über die Haltung der Schweizer. Delegierten an dieser Angelegenheit. Bundesrat Motta hatte sich dabei gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß die schweizerische Außenpolitik nach dem Westminster hin orientiert sei. — Er verteidigte sich gut, ob er aber diejenigen überzeuge, die den Vorwurf erhoben, ist eine andere Frage. Beide Räte befaßten sich mit der Verlängerung des Bundesbeschlusses betreffend die Förderung des Getreidebaues. Die Regelung, welche dieser Bundesbeschluss bringt, löst aufrechterhalten werden, bis ein Bundesgesetz über die Brotverforgung des Landes vorliegt. Für letzteres ist es, erst die verfassungsmäßige Grundlage zu schaffen. Die Beratung des Bundesbeschlusses war nur eine Art Vorspiel zu dem, was man zu erwarten hat, wenn die Verfassungsvorlage zur Diskussion steht. Die sozialdemokratische Fraktion erhebt in den Aufschreien für die Förderung des Getreidebaues lediglich eine Beschränkung einzelner Sozialversicherungsleistungen, den Bauern zu unannehmenen Konditionen. Das ist oberhalb betrachtet richtig, allein man muß die Angelegenheit in ihrem tiefsten Grunde erfassen. Es geht hierüber im Interesse der ganzen Bevölkerung, wenn die Landwirtschaft durch Preisgarantien zum Anbau von Getreide ermuntert und damit die Brotverforgung aller möglichst gesichert wird. Was die Getreideproduktion von der eigenen, Getreideverwertung geht und bis auf weiteres infolge des Bundesbeschlusses erhalten, sind Maßnahmen und ein Preisverbot über die Getreideerzeugnisse. Bis zur Einmündung sämtlicher der Weizenpreise eine Einmündung zwischen beiden Räten noch nicht erfolgt.

Die Handelsbeziehungen mit Ausland bilden im Nationalrat den Gegenstand einer Interpellation. Man weiß, daß der Interpellationsbericht der Wirtschaftlichen Beziehungen zum Nachteil der Schweiz schied. Nun gibt es Leute, die meinen, der Bundesrat sollte dieses Urteil rückgängig machen, um Ausland für unsere Industrie zu öffnen. Bundesrat Motta wählte aber energisch ab. Sowohl die Achtung vor unsern innerstaatlichen Einrichtungen, als auch die Behauptung unserer Wirtschaft gegenüber dem Ausland verbieten ein derartiges Vorgehen.

Der Ständerat beriet in dieser Woche das über 150 Artikel zählende Zollgesetz zu Ende. Dann machte er sich hinter den Geschäftsbereich des Bundesrates vor 1923. Bei der Behandlung des Politischen Departements am letzten Mittwoch war man gespannt, wie sich die Kommission zu

den miltigenen Gesichts: Bericht 36 des Pressebienstes verhalten werde. Sie ist mit erfreulicher Promptheit vorgegangen und hat weder Mühe noch Arbeit gespart, um die so notwendige beruhigende Abklärung zu schaffen. Kommissionspräsident Wüthli, bei dem die Angelegenheit in trefflichen Händen war, teilte folgendes mit: Das Ausschreiben und der Unmut, welcher der fatale Bericht 36 ausgelöst hat, veranlaßten die Kommission, Einsicht in die vertraulichen Berichte des Jahres 1923 und 1924 zu verlangen. Sie wurde vom Vorhergehenden des Departements zur Verfügung gestellt. Die Kommission stellt nun mit Genehmigung fest, daß diese neuern Berichte vollständig abweisen von dem berechtigten Nachdruck vom Juli 1921; sie sind objektiv gehalten und weisen keine Namen auf. Die Kommission gewann bei ihrer Untersuchung die Auffassung, daß es sich beim Bericht 36 um eine Entgeltleistung handelt und daß keine Gründe für die Annahme bestehen, es habe in unserm Politischen Departement ein Denunziationssystem eingeführt. Nicht ohne einige Erregung äußerte sich auch Bundesrat Motta zur Sache, klarer und bestimmter als er es im Nationalrat getan. Nach seinen Ausführungen ist der Pressebericht des Politischen Departements, der ein Bindemittel zwischen unsern Geschäftshäusern im Ausland und dem Departement bildet, unentbehrlich. Namentlich in den Kriegsjahren war man darauf angewiesen, die Berichte, die hin und her gehen, verfahren zum Zweck internationale Beziehungen; da liegt es auf der Hand, daß sie vertraulich sein müssen. Sätze der Sprechweise von dem Bericht 36 kennzeichnen, so wäre keine Verleumdung unternommen. Formell hat für die Berichterstattung, der ihn unterzeichnet hat, allein jedermann, der den Aufschreien für Auswärtiges, Hr. Dimier, kennt, weiß, daß er eine Persönlichkeit von unabhängiger, aufrichtigem Charakter ist; ihm ist in einer Zeit der Ueberbürdung mit Arbeit das Versehen passiert, den Bericht unternommen zu haben, ohne daß er ihn gelesen habe. Sein Vertrauen in den Verfasser hat sich nicht gerechtfertigt. — Sehr lebhaft wehrte sich Bundesrat Motta gegen die Folgerungen, die im Hinblick auf die Arbeitsweise des Politischen Departements aus dem Bericht 36 gezogen wurden. Die Politik des Bundesrates ist eine Politik der Konsolidität und der Aufrechterhaltung. — Man darf der händelrätlichen Kommission danken, daß sie so rasch und energisch vorging. Derartige Vorkommnisse haben, so verhängnisvoll sie im Augenblick werden, doch auch immer ihr Gutes; sie wecken das Gewissen des Volkes und seiner Behörden.

Eine andere Frage, die bei der Behandlung des Politischen Departements ebenfalls gestreift wurde, war diejenige der Immunität der Wählerbundesorgane. Wie weit erstreckt sie sich? Nach den aufgestellten Bestimmungen sind die Wählerbundesorgane gleich zu halten, wie die fremden Geschäftshäuser. Sie genießen neben andern Vorteilen Steuerbefreiung. Diese letztere gilt aber nicht für Stenographen, Dattilographen, Schreiber, Hausdienste und sonstige Organe. Auch ihre "Hände" sind nicht steuerfrei, wie ein Refers in Genéve erwies. Die Stadt Genéve hat dann aller-

dings aus Courttoiffe die betreffende Bundesfeier erlassen.

Bei der Beratung des Volkswirtschaftsdepartements hat Herr de Montenuch, der bekannte Heimatschützer und Kunstfreund, mit einer Anregung hervor, die von den Vertretern des Standes Zürich fast aufgenommen wurde. Beim Wüthli, Kultur, Wissenschaft und Kunst sprach er gegenüber dem Bundesrat den Wunsch aus, es möchte mit der Anbahnung von historischen Kunstgegenständen gleicher Art im Landesmuseum abgefahren und eine systematische Dezentralisation eintreten. Gewisse Kunstgegenstände, die einem lokalen oder regionalen Charakter tragen, sollten in Sammlungen untergebracht werden, wo sie verbleiben. Bundespräsident Guhard bemerkte, daß der Bundesrat jetzt schon Gegenstände, die er aus den Kunsttreibern erwirbt, den lokalen oder kantonalen Museen zuweist. Hr. Keller, Zürich, erinnerte mit unmissverständlicher Klarheit daran, daß in Sachen des Landesmuseums der Bundesrat nur im Einvernehmen mit der Zürcher Regierung vorgehen könne.

Der Geschäftsbericht wird nun wohl noch die letzten Sessionsstage im Ständerat ausfüllen.

J. M.

Ausland.

Noch einmal Milerand.
Er mußte gehen, weil er die Verfassung verlegt habe, sagte der Linksblock. Die Gegenseite und er selbst nannten das Vorgehen gegen ihn ebenfalls Verletzung der Verfassung, sogar Staatsverbrechen. Unbeteiligte Dritte konnten schließlich sagen, daß beide Teile recht hatten. Es gab in der entscheidenden Woche gewisse Situationen, die kaum mehr normal, "verfassungsmäßig" zu nennen waren: Eine Kammer, die tagt — ohne Regierung. Ein Präsident der Republik, der keine Regierung erkennen kann, weil die Mehrheit der Kammer sich ihm verweigert, ihn boykottiert. Ein Ministerkabinet, von der Kammermehrheit als nicht verfassungsmäßig abgelehnt. Endlich ein Präsident der Republik, der — als boykottiert — zurücktritt mit einer Votenschaft an das französische Volk, die sich wie ein Protest liest. Denn er wollte sich selbst rechtfertigen. Es war nicht ohne "ohne", wenn der Abtretende die Campagne gegen ihn als gefährlichen, revolutionären Fraßbrotzettel für die Zukunft bezeichnete und die Verfassung in Gefahr erklärte. Wenn er nur selber korrekter, verfassungsmäßiger gewesen wäre!

Die französische Verfassung von 1875, auf einer Zeit, wo die Republik noch gar jung und schwach und die Rücksicht der Monarchie sehr wohl möglich, fast wahrscheinlich war, sah ein Staatspräsident mehr nur repräsentativen, dekorativen Charakters vor, nach konstitutionell-parlamentarischem Regime, wie man es vorbildlich im englischen Königtum sah. Die lebensfähige Amtsbauer, das Septennat, gemäßigter als "runder Bol" in der Erfindungen "Flucht" gedacht. Der Präsident der Republik sollte über den Parteien stehen, sich nicht in die Tagespolitik

ten und Kämpfe der Parteien mischen. Zufälligen Naturen lag das nicht, und Präsidenten solchen Schicksals müßten sich schon immer im Erfolgs etwas benagt gefühlt haben. So z. B. auch Poincaré, der in der Tat auch gar kein "präsident solevain", kein "roi fainéant" war. Einflüchtige wählten das, und die Geschichte hat es einst zur allgemeinen Kenntnis bringen. Aber Poincaré war klug und wirkte sich bis tief in der Stille, hinter den Kulissen aus. Anders Milerand: Er stieg öfter in die Arena hinunter, politisierte, redete, schrieb oder ließ schreiben. Ermüdet ließ sich, daß er es war, der im Januar 1922 seinen Ministerpräsidenten P r i a n d als dessen Außenpolitik (anzunehmen mit Klobb George) ihm nicht mehr wählte, telegraphisch von Cannes beimbeordert, seinen Sturz veranlaßte und Poincaré an den Platz legte. Mit dessen Außenpolitik hat er sich selber wiederholt Aussagen identifiziert, zuletzt noch bei Poincarés zweiter Demission, wo Präsident Milerand ihn festhielt und erklärte, daß es für Frankreich keine andere Außenpolitik geben könne als die Poincarés, ob dieser blies oder ainge. Sollten die bevorstehenden Kammerwahlen anders entscheiden, so würde er für seine Periode die Konsequenzen ziehen. Das ließ doch wohl — gehen? Und nun die Wahlen wirklich gegen Poincaré ausfallen, erwarteten die Wahlsieger dieses Gehen, und als es nicht erfolgte, forderten und erzwangen sie es schließlich. Nicht eben in feiner Form. Schon gleich nach dem Wahlsieg ließ es ein eminent sühnendes Antwortschreiben: "Mez-vous-en, président!" — Freitag, 13. nachmittags, zog nun der Verabschiedete in seine Villa bei Versailles ein, als nebenan im Schloß des Sonnenkings sein Nachfolger gewählt wurde. Der 65jährige (geb. 1859) denkt aber noch nicht an ein otium cum dignitate, er hat doch am Schluß seiner Votenschaft an das französische Volk, daß er nun wieder in die Reihe der guten Mitbürger trete und zusammen mit seinen Freunden den Kampf für die Freiheit, für die Republik und das Vaterland fortsetzen werde.

Die neue französische Regierung.
Einen neuen Monat, 11. Mai bis 14. Juni, hat es gedauert, bis sie da war. Freitag nachmittag, 13. Juni, Wahl des neuen Staatspräsidenten im Schloß von Versailles. Gemäßigt: Der Präsident des Senats: Gaston Doumergues, französisch und — Protektor. Sohn einfacher Bäckerknechte aus Alençon-Normandie geb. 1839. Abvokat in Alençon, dann Beamter von reichem Ansehen. Vorkämpfer Republikanismus und Radikaler, konsilienter, gemäßigter Befehrer, der Unparteilichkeit fähig. War schon Minister in verschiedenen radikalen Kabinetten, Clemenceau, Briand, 1913 letzter Ministerpräsident. Als diese Ernennung von gewisser Seite belächelt wurde, habe ein hochstehender deutscher Diplomat gesagt: "Man unterfährt Doumergues gewaltig. Er hat das Zeug zu einem großen Staatsmann." Und dieser Tage er hat heute Poincaré in den Wandbefehlungen des Kabinetts (wo der Senat tagt) bemerkt: "Von allen Ministerpräsidenten, die ich während der sieben Jahre als

Feuilleton.

Die Mutter.

Sätze von Hedwig Forstner.
Ob sie wohl aufkommt, die Mutter sie jetzt nicht mehr aufkommen konnte? Und ob der Mann nicht zuweilen verumwandelt um sich sah, wenn es gar so still um ihn blieb? Sie fand ein trübes Gedenken. Es würde sich ja zeigen, wenn sie wieder gelang war. Vielleicht ließ sich auch halten? Und die anderen Frauenkreise? Und die anderen Frauenkreise? In solchen Gedanken lag sie den Tag über und fand abends in bittersüßem Weiber, das war langjam mit. Der Mann sah die Schwärze bedeutungsvoll an, und als die Braute zum erstenmal wieder klar die Augen öffnete, sagte er zu ihr, daß der Mann und die Frauen sie abwechselnd besuchen dürften. Die Frau wollte dankbar lächeln, doch nur ein mühsames Zucken der Mundwinkel gelang. Die Worte auf diese Weise füllte nur die Stunden aus und feierte sich ebenfalls wieder zu Weiber. So langsam, ganz mit schwarzen Augen sah sie dem Mann entgegen, der eines Morgens ungeschickt an ihr Vortrat. Und die anderen Frauenkreise wunderten sich, daß die beiden Geliebten kein Wort der Begrüßung fanden. Sie gingen einander die Hand, dann zog der Mann einen Schritt heran und küßte. Die Frau fand das ganz in der Ordnung. Sie war es nicht anders gewohnt. Was man von ihrem Mann wissen wollte, mußte man erfragen. Und so forschte sie, immer schwerer Stimme nach allem, und erbielt für die Mutter George das Haus, und so ist weit alles aus. — Verwirrt ihr nicht?

wollte die Braute fragen, aber sie verstand die den Satz. Das ging doch wohl nicht an und würde klingen, als sei sie noch eine kraftvolle Frau, die Ansprüche stellen könne. Und sie lag doch wohl und elend hier, häßlich geworden. — Der Mann meinte es nur und ehrlich, aber gerade weil er sich nicht verstellen konnte, schickte ihr Freundin nicht doppelt stark, wie verändert sein Gesicht jetzt auf ihr ruhte, wie er sie gleichsam lieblich, als gehöre sie nicht mehr in sein Leben.
Als er gegangen war, lag sie ganz still, und der anderen nicht zu sein, wie eramvollt sich ihr Gesicht verlor. Erwas in ihr lag weh, als habe sie ein heiliges Gut verloren, als sei sie schon erlosch in ihrem Saule, verblasst und abgetan, und ehe sie farb.
Am nächsten Tage dachte sie ruhiger. Aber sie fürchtete sich nun daran, die Augen zu schließen. Die stumme verlorene Begehrung wiederholte sich auch hier. Die Frau lag in einem leisen Schläfen auf die blühenden Wangen, sie hatte sie gewacht, daß sie so schöne Kinder bekam. Gelübde und Lebensfreude lachten von ihren geröteten Wangen, braun fiel das Haar in die Stirnen. Die übermühten Augen freilich bildeten jetzt ängstlich, denn die Mutter sah gar so sonderbar aus.
Ein neues Wissen brante in ihr, sie verstand jetzt alles. Die jungen Füllen mußten aber die Stränge schlagen und sich wehren gegen Peitsche und Bißel, wie sie es als Dorfkind fundamental gelitten hatte. Sie begriff nicht, wie sie das Paar bei sich immer als Nichtswürde und Bösenfänger betrachteten und danach behandeln konnte. Wie froh mußten sie sich fühlen, eine solche Mutter los zu sein! Darum loben sie jetzt auch mit so starken Widen auf ihr Gesicht, sie fürchteten irgend einen

derben Tadel. Traurig wies sie auf einen Einst: "Zeit auch doch!"
Das kann ja ungewohnt mich, daß die Jungen verumwandelt geordnet. Sie fanden sich nicht mehr zurecht. Wie eine gute fremde Frau erliefen ihnen die Mutter. Als sie nun begann, nach ihrem Mann zu fragen, wurden sie noch härter. Aber der Vater erwiderte, daß sie in der Zeit nachlassen müßten, daß einer von ihnen die Sounastastie gerührt und die guten Folgen blühe hatten? Sie hielten bei der Antwort und antworteten sie nicht, als erwarteten sie Schläge. Aber der Mutter Gesicht blieb freundlich, und unter dem Name dieses neuen Aufblicks wurden sie autistisch und erloschen in ihrer trockenen Stäuberei mehr, als sie jemals nachdenken vor den mürrischen Dingen verhalten hatten: Die Schwärze legen ihren Tag, und der Name ging es aus. Vater hatte doch angesehen, und sie mußten sein Maß ablesen lassen.
Zuletzt aber kam ein Satz, fast gegen ihren Willen herausgehoben und klar, aber doch für die liebende Frau gleich einer Befreiung. "Vorsicht" verhielt immer, um Brot mitzunehmen, und sie wußt nicht wie die Schritte an. Vater sagt, sie focht auch nicht so gut wie du, und er kann oft ihre Sachen nicht hüben."
Die Frau lächelte, eine warme Welle hob ihre Brust. Die ihren vermissten sie. Es würde möglich in dem kleinen Hausfalle stehen, wenn sogar die Kinder es schon wußten. Von der Kammer aus hatte die sie noch manches lesen können, nun sollte ihr Vater Mann und Kinder haben für sich. Aber sie konnte nicht fassen, daß eine große, strahlende Freude sie durchdrang, zugleich mit erschütternder Schwärze, die ihren umnebelte.
Die erschrocken Kinder wurden vom Lager

einer Demutlosen fortgeschickt. Sie machte noch einmal auf und lag in unruhigen Schauern. Zimmer erreichte ihr Herz. Warum lag sie erst jetzt, was es so Soule für sie zu tun gab, wichtiger noch als Frieden und Rühren und Geliebtheiten? Ihr war, als müßte sie aufstehen und zu ihren Jungen laufen, um einmal fertig mit ihnen zu sein, laut zu lärmend, daß sie sehen, die Mutter konnte mehr als nur arbeiten und schlafen. Müssen die Kinder nicht? Sie schwang die Decke empor, doch ihr vom Lager auf und fiel bodenmäßig zurück, fallen Schwanz auf der Stirne. Als die Schwärze aus Welt trat, erbot die Kranke Papier und Bleistift. Wenige Worte schrieb sie an ihren Mann und wuschte mit der tränenreichen Hand die Stellen fast wieder aus.
Der Stuhlwirt wunderte sich fast, als er diesen Zettel bekam. Hat ihn hand neben keinem Namen und den Worten, "Sich auf die Kinder acht!" eine fremde Adresse.
Die Schwiegermutter aber erhielt einen langen Zettel für die Schlichtheiten des Tages, genau in der Reihenfolge, wie die Frau sie innegehalten hatte. Die unerkennbaren aber waren die Worte: "Anschließend für die Jungen schlafen" und "Annoche nachsehen". Verwundert las die alte Frau diese Ermahnung vor, der Mann schüttelte den Kopf, aber die Kinder, die in ihren Trauerankühen feierliche Gesichter zeigten, hüteten zusammen und verstanden die Mutter.
Nach einem halben Jahre ließ die Mutter dem Wilmher keine Ruhe: er nahm die Augen und ging mit ihnen in das Heimatdorf der Frau, um ausfindig zu machen, was mit der Krevette im letzten Briefe der Toten ge meint sei. Er fand ein kleines, freundliches Anwesen, in dem ein einfaches Mädchen hauste, ein

